

Der Fremde in uns: Persönliche und Politische Konsequenzen

Prof. Arno Gruen

Plenarvortrag am 15. April im Rahmen der
59. Lindauer Psychotherapiewochen 2009 (www.Lptw.de)

Abstrakt

Der Fremde in uns, das ist der uns eigene Teil, der uns abhanden kam und den wir zeit unseres Lebens, jeder auf seine Weise, wiederzufinden suchen. Manche tun dies, indem sie mit sich selber ringen, andere, indem sie andere Lebewesen zerstören. Der Vortrag wird aufzeigen, wie dies zu einer aktuellen Umkehr der Gefühle führen kann, wie auch zum Hass auf die Lebendigkeit selber und zur Verleugnung der Vergangenheit.

Der Hintergrund der zum Fremden führt

„Wieso“, fragt der Literatur Nobelpreisträger J.M. Coetzee in seinem Roman *Warten auf die Barbaren (2001)*, „ist es für uns unmöglich geworden in der Zeit zu leben, wie die Fische im Wasser, wie die Vögel in der Luft, wie die Kinder?“ Damit deutet er darauf hin, dass authentisches Erleben nicht möglich ist in unserer Kultur, die einerseits den Verstand verherrlicht, andererseits ihn jedoch problematisch macht, indem sie von Geburt an unser Gefühlserleben verkümmern lässt. Wir verdammen uns dazu, so Coetzee, in unserer Geschichte zu leben, schmieden jedoch einen Komplott gegen diese Geschichte, indem wir dazu gebracht werden, von Gedanken beherrscht zu werden, im Wettbewerb nicht unterzugehen. Wir befinden uns deshalb in einem ständigen Überlebenskampf, dessen Ziel es ist, nicht heruntergemacht zu werden, nicht zu versagen. Was authentisches Erleben sein sollte, wird so irrational, da die Angst unterzugehen, zu versagen, den Menschen der Möglichkeit beraubt, mit den primären Kräften des wirklichen Lebens in einem unmittelbaren

Kontakt zu stehen. Alles wird zum Ausdruck eines Kampfes. Leben als Ausdruck von Liebe, von empathischen Wahrnehmungen und Mitgefühl, geht verloren. An seine Stelle tritt die stets lauernde Angst vor der Ohnmacht. Das Streben nach Sicherheit führt zum Verlust des Mitgefühls und zur Manipulation von Menschen. Und so wird der Mensch in unserer Zivilisation auf Status und gesellschaftliche Position reduziert, die dann als Beweis für gesellschaftlichen Fortschritt gelten. Man glaubt so stets konkrete Beweise für die eigene Überlegenheit zu finden. So wird die Wahrnehmung unserer tatsächlichen Geschichte unmöglich.

Für den Anthropologen Stanley Diamond liegt der Ursprung unserer Zivilisation in Eroberung und in Unterdrückung. Wenn Anthropologen Wörter wie „Kulturwandel“ gebrauchen, gehen sie dieser Erkenntnis aus dem Weg. Die Hauptform der Akkulturation, der unmittelbaren Gestaltung einer Kultur durch eine andere, durch die sich eine Zivilisation entwickelt, ist schon immer die Eroberung gewesen. „Ganz gleich, wieviel an Zeit und Raum wir einbeziehen, es ist von Teotihuacan bis Angkor Wat immer dieselbe Geschichte. Ungeachtet der Unterschiede, die in Sprache, Kunst, Religion, Kulturstil oder Gesellschaftsstruktur anzutreffen sind, wiederholt sich die Geschichte der Zivilisation nicht als Farce, wie Marx das für alle Wiederholungen der Geschichte annahm, sondern als Tragödie“ (Diamond 1976). Der abstrakte Begriff „Kulturwandel“ klammert die Tatsache einer zunehmenden Kluft zwischen Reichen und Armen im Verlauf der Entwicklung jeder Zivilisation aus. Die Dynamik der Zivilisationen enthüllt im Grunde die Pathologie des Reichtums. Reichtum ist Macht, und zugleich vermittelt die Jagd nach Reichtum das illusionäre Gefühl von Lebendigkeit. Damit wurde und wird die Anhäufung von Reichtum zum Selbstzweck und zur Antithese der Subsistenzwirtschaft. Indem der Mensch jedoch auf diese Weise seine Wurzeln verlor, entfremdete er sich von seinen authentischen Erlebnissen, die um die Akzeptanz von Unsicherheit und Not kreisten. Das Streben nach Sicherheit und Herrschaft über Dinge und Lebewesen wurde so zum Kern seines Bewusstseins und führte allmählich zu einem Verlust des menschlichen Mitfühlens. Samuel Johnson schrieb im 18. Jahrhundert: „Als der Mensch anfing, nach Privateigentum zu streben, traten Gewalt, Betrug, Diebstahl und Raub auf den Plan. Bald danach brachen Stolz und Neid in der Welt aus und brachten einen neuen Maßstab des Reichtums mit sich, denn die Menschen, die sich bis dahin für reich gehalten hatten, wenn ihnen nichts fehlte, schätzten nun ihr Verlangen nicht nach den natürlichen Bedürfnissen, sondern nach dem Überfluss der anderen ein, und fingen an, sich für arm zu halten, wenn sie gewahr wurden, dass ihre Nachbarn mehr Besitztümer hatten als sie selbst“.

Indem politischer Zwang und sozialer Abstieg das Leben auf einen ökonomischen Imperativ reduzierten, gingen symbolischer Gehalt und soziale Bedeutung des menschlichen Tuns immer mehr verloren. Menschliches Verhalten wurde zu einem Rollenspiel, wodurch seine ästhetischen und schöpferischen Impulse gebremst, reduziert und letztlich eliminiert wurden. Der Mensch konnte sich nicht mehr verwirklichen, was zu einer weiteren Entfremdung führte. So kommt es, dass wir die Widersprüche des Lebens nicht mehr als wertvoll erachten. Wir streben danach, alles zu kontrollieren und zu regeln, als seien wir Maschinen, an denen man herumbasteln kann. Wir wollen zum Beispiel Menschen von allem heilen, weil Leiden und Schmerz in einem von der Maschine dominierten Leben inakzeptabel geworden sind. So geben wir uns der Illusion hin, dass der Schmerz abgeschafft werden kann. Wir glauben, ihn beseitigen zu können, und sehen deshalb den Zusammenbruch eines Individuums nicht mehr als einen Kampf, der sich um Bewusstheit dreht, sondern analysieren ihn, als handelte es sich um eine Art Autounfall.

An diesen Vorgängen lässt sich erkennen, dass sich das Bewusstsein des Menschen im Laufe seiner Evolutionsgeschichte verändert hat. Mit dem Aufkommen kumulativer Gesellschaften, dem gezielten Streben nach Überschuss (Mehrwert), änderte sich das menschliche Sein. Diese frühen Gesellschaften waren dadurch gekennzeichnet, dass sie einheitlich über gemeinwirtschaftliche

ökonomische Grundlagen verfügten und es keine Ausbeutung des Menschen durch Menschen gab, wie wir sie aus der Geschichte unserer Zivilisationen kennen. Diese Entwicklung des Überschusses kennzeichnet den Übergang von der primitiven zur zivilisierten Kultur. In einer primitiven Gesellschaft brauchte keiner hungrig zu sein, während andere zu essen hatten „...man kann im Allgemeinen sagen, dass niemand in einem Dorf der Nuer Hunger zu leiden braucht, es sei denn alle seien am verhungern“ (Evans-Prichard 1951). Das heißt, dass dieser Übergangsprozess die Bewusstseinsänderung bewirkt hat, was allgemein nicht erkannt wird: Anstatt Empathie wurde Kognition zum Medium der Wahrnehmung anderer Menschen sowie der Natur. Die Umschaltung von Motivationen, die Kooperation und Empathie fördern, hin zu jenen, die Macht, Unterwerfung und das Beherrschen anderer aufbauen, muss im Kontext einer Entwicklung stattgefunden haben, die das Anhäufen privaten Besitztums und das Entstehen von autoritärem Verhalten und dem Gehorsam diesem gegenüber, begünstigte. In Zusammenhang mit dieser Bewusstseinsänderung, wird auch verständlich, warum die Beziehung des Menschen zu sich, zu anderen und zu seiner Umwelt von nun an durch Feinddenken bestimmt wurde. Das meint Coetzee, wenn er davon schreibt, dass das Unterbewusstsein des Menschen von dem Gedanken beherrscht wird, nicht zu enden, nicht unterzugehen, seine Zeit zu verlängern: „Bei Tag verfolgt er seine Feinde...Nachts nährt er sich von Katastrophenbildern...Verwüstungen weit und breit“. Wenn ein Mensch sich einer Macht unterworfen hat, weil er glaubt, so an dieser Macht teilhaben zu können, kann er seinen eigentlichen Feind nicht mehr erkennen. Er muss dann den Feind im Außen finden, um ihn für das bestrafen zu können, was er in der Unterwerfung selber erlebt hat, aber nicht zugeben darf. Weil man das eigene Opfer nicht mehr erkennen kann, muss man es in anderen suchen, in jenen, die als nicht lebenswert, minderwertig, schwach eingestuft werden können, also den Spiegelbildern des eigenen verworfenen Selbst.

Unsere Art von Bewusstheit nimmt es als selbstverständlich an, dass eine Autorität nicht nur notwendig ist, sondern auch, dass eine Gesellschaft ohne diese nicht funktionieren kann. Gene Weltfish (1965), die 30 Jahre die Pawnee Indianer in Oklahoma studierte, gibt ein Bild von deren Bewusstsein, das ein anderes ist als das unsere. Sie schreibt: „Seit Jahrtausenden werden Menschen eingeteilt in herrschende Klassen und beherrschte Massen. Wenn wir einmal darauf verzichten, diese Herangehensweise an das menschliche Wesen als historischen Fortschritt und deshalb als Gewinn für den Menschen zu loben ... stellen wir fest, dass wir uns nicht so einfach von dieser gewohnten Herangehensweise lösen können. Es wäre deshalb wichtig, das Modell eines Menschen zu finden, der niemals in eine solche Massenform gepresst war, wobei es unwichtig wäre, wie sich sein Setting von unserem unterscheidet. Der Pawee-Indianer ist ein solcher Mensch. Die Zivilisation der alten Welt beruhte für Jahrtausende auf der Masse. Die Pawee-Kultur funktionierte anders. Das Streben des Pawee ist ein eigenes, er setzt sein eigenes Ziel, das sein persönliches Geheimnis ist. Er strebt nicht danach, andere zu übertreffen, er will nur über seine eigene vergangene Leistung hinausgehen. ... Sie waren ein sehr diszipliniertes Volk, das unter schwierigen Umständen eine allgemein gültige Ordnung aufrechterhielt. Trotzdem gab es keine Machtmechanismen, die wir für ein geordnetes Leben für wesentlich halten. Es wurden keine Befehle erteilt. ... Es gab weder einen Regel- und Verhaltenskodex noch Bestrafungen für Vergehen. Es gab weder Gebote noch moralisierende Sprichworte.“ Für die Pawee war Demokratie eine persönliche Sache. Im Grunde verstanden sie darunter, nicht zu etwas gezwungen zu werden und nicht das Bedürfnis zu haben, einen anderen zu bezwingen. „Der Pawee lernte diese Lebensweise in den frühen Anfängen seines Lebens. Seine Entwicklung zu einem disziplinierten und freien Menschen, für den Würde und Unabhängigkeit unantastbar waren, fing in allen Einzelheiten mit den alltäglichen Dingen schon in der Kindheit an“.

Für uns jedoch gehört Gehorsam zum Leben, und dieser macht eine solche Entwicklung fast unmöglich. Wir glauben sogar, dass Gehorsam zur Freiheit führt, wie einige Akademiker vor kurzem

Seite -3-

in einem Disput über den Gehorsam geschrieben (Gruen 2002). Peter Brückner (1975) versteht, warum diejenigen, die eine Ideologie der Macht und des Gehorsams verkörpern, selbst glauben, frei denken zu können: „Gehorsam“ schrieb er, „erspart Unlust und verleiht eine wenn auch vom Wohlleben der Mächtigen abhängige Sicherheit“. Das halten solche Menschen dann irrtümlich für Freiheit. „Erziehung“, sagt Brückner, „sollte deshalb lehren, wie man Unsicherheit erträgt.“ Aber unsere Kultur erklärt Unsicherheit zur Schwäche, so dass dieser Weg für viele unmöglich wird

Der Fremde

Der Fremde in uns, das ist der uns eigene Teil, der uns abhandeln kam und den wir zeit unseres Lebens wiederzufinden suchen. In unserer Kultur ist es üblich, dass man in seinem Kindsein zurückgewiesen wird, weil man nicht den Erwartungen von Erwachsenen entspricht. Gleichzeitig darf ein Kind sich nicht als Opfer erleben, denn das würde dem Mythos widersprechen, dass ja alles aus Liebe und zu seinem besten geschieht. So wird das Opfersein zur Quelle eines unbewussten Zustandes, in dem das eigene Erleben als etwas Fremdes ausgestoßen und verleugnet werden muss. Diesen Teil von sich wird der Mensch fortan suchen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Es ist dieses Suchen, das uns zum Verhängnis wird.

Klaus Barbie, der Gestapo-Schlächter von Lyon, der den französischen Widerstandskämpfer Jean Moulin zu Tode gefoltert hat, sagte in einem Interview mit Neal Ascherson (1983): „Als ich Jean Moulin vernahm, hatte ich das Gefühl, dass er ich selber war.“ Das heißt: Was der Schlächter seinem Opfer antat, tat er in gewisser Weise sich selbst an. Worauf ich hinauswill, ist dies: Fremdenhass hat auch immer etwas mit Selbsthass zu tun. Wenn wir verstehen wollen, warum Menschen andere Menschen quälen und demütigen, müssen wir uns zuerst mit dem beschäftigen, was wir in uns selbst verabscheuen. Denn der Feind, den wir im anderen zu sehen glauben, muss ursprünglich in unserem eigenen Innern zu finden sein. Diesen Teil von uns wollen wir zum Schweigen bringen, indem wir den Fremden, der uns daran erinnert, weil er uns ähnelt, vernichten. Nur so können wir fernhalten, was uns selbst fremd geworden ist. Nur so können wir weiter aufrecht gehen.

Ein Patient, ein fünfzigjähriger Arzt, berichtete von einem Vater, der freiwillig in Hitlers Wehrmacht gekämpft hatte (Gruen 2000). Der Vater zeigte nicht nur eine extreme autoritäre Haltung seinem kleinen Sohn gegenüber, er züchtigte ihn auch körperlich wegen der kleinsten Abweichungen vom vorgeschriebenen Verhalten. Seine Frau behandelte er ebenfalls herabsetzend und gewalttätig. Die Mutter nahm den Sohn allerdings nie in Schutz. Nur einmal, als das Kind sieben Jahre alt war, griff sie ein, da sie glaubte, der Vater würde ihn in seiner Wut erschlagen. Der Sohn, gehorsam und stets bereit, sich zu fügen, wurde auch als Erwachsener noch von großen Schuldgefühlen geplagt, wenn er an seinem Vater zweifelte. Der Patient hatte schon früh den Entschluss gefasst, niemals Kinder zu haben. Er wurde jedes Mal sehr wütend, wenn er Kinder schreien hörte. Er erlebte dieses Weinen als einen Versuch, ihm etwas aufzunötigen. Das machte ihn so rasend, dass er Angst hatte, ein Kind in einer solchen Situation gegen die Wand zu schmettern. Soweit wollte er es nicht kommen lassen.

Hier haben wir es mit einem Menschen zu tun, der nicht weitergeben wollte, was ihm angetan worden war. Trotzdem wirkte seine Identifikation mit dem Vater unbewusst in ihm. Denn ein kleines Kind, in seiner von Hilflosigkeit gekennzeichneten Situation, wird sich die Macht des Vaters (oder Mutter) einverleiben, um die eigene Ohnmacht mit vermeintlicher Kraft ausfüllen zu können. Seine Reaktion als Erwachsener auf das Schreien von Kindern war die Reaktion des Vaters auf ihn als Säugling. Seine Wut war die Wut seines Vaters. Dessen Hass hat er völlig als seinen eigenen

verinnerlicht. So wurde sein Eigenes wie auch die vom Vater übernommene Verurteilung seines Schmerzes zum Fremden, um ihn dann außerhalb der Grenzen des eigenen Selbst zu bestrafen.

Um seelisch zu überleben, brauchen wir Vertrauen darauf, dass die Eltern uns Liebe, Geborgenheit und Schutz geben werden. Kein hilfloses Wesen kann in dem Bewusstsein existieren, dass die Menschen, auf die es physische und psychisch angewiesen ist, seinen Bedürfnissen kalt und gleichgültig gegenüberstehen. Diese Angst ist unerträglich, ja tödlich. Unser Überleben als Kind hängt also davon ab, dass wir uns mit unseren Eltern arrangieren – und zwar auch dann, wenn die Eltern tatsächlich kalt und gleichgültig oder grausam und unterdrückend sind. In diesem Fall vollzieht sich Folgendes: Das Eigene wird als etwas Fremdes abgespalten. Denn das Kind kann die Eltern nur unter der Voraussetzung als liebevoll erleben, dass es ihre Grausamkeit als berechtigte Reaktion auf sein eigenes Wesen interpretiert – Eltern sind grundsätzlich gut; wenn sie ablehnend sind, dann ist es unsere eigene Schuld. So wächst in uns die Scham, dass wir so sind, wie wir sind. Damit übernimmt das Kind die lieblose Haltung seiner Eltern sich selbst gegenüber. Alles, was ihm eigen ist, wird abgelehnt und entwickelt sich zur potentiellen Quelle eines inneren Terrors. Seine Gefühle, seine Bedürftigkeit, seine Art der Wahrnehmung werden zu einer existentiellen Bedrohung, weil sie die Eltern dazu veranlassen könnten, ihm die lebensnotwendige Fürsorge zu entziehen. Die Folge ist eine Identifikation mit den Eltern. Das Eigene wird als etwas Fremdes verworfen, stattdessen übernehmen wir die kinderfeindliche Haltung der Eltern.

Wenn diese Angst, die ein Kind in seinem Ausgeliefertsein empfindet, unerträglich wird, kehrt sie sich in ihr Gegenteil um, nämlich in ein Gefühl von Geborgenheit. Eine Patientin berichtet (Gruen 1997), dass nachdem sie in einer Sitzung von ihrer unberechenbaren Mutter gesprochen hatte, wie diese sie versuchte mit einem Metzgermesser zu erstechen, sie beim Verlassen der Praxis von einer großen Sehnsucht nach ihrer Mutter überkommen wurde. „Gleichzeitig“, fuhr sie fort, „fühlte ich einen leeren Raum um mich. Meine Schultern waren verspannt, und plötzlich schrie ich innerlich nach Mama. Mir war, als wäre ich in einem schwarzen Energiefeld, das alles Lebendige von mir abzog. Das hat mit meiner Mutter zu tun. Zugleich aber hatte ich das Gefühl, dass mir nichts passieren würde, wenn ich bei ihr wäre. Nachdem ich innerlich nach ihr geschrien hatte, fühlte ich mich wieder von dieser schwarzen Dunkelheit umgeben, und sie wurde zu einem Stück Geborgenheit.“ Die Patientin erlebte genau jenen Moment wieder, in dem der überwältigende Terror umgewandelt wird in Geborgenheit. Die Angst eines Kindes kann also, wenn Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein sie unerträglich machen, ins Gegenteil umkippen, nämlich in Geborgenheit.

Der Psychoanalytiker Silberberg (1947) nannte dies ein „schizoides Manöver“. Es ist ein Aspekt jeder menschlichen Beziehung, wo die Furcht vor dem anderen aus den frühkindlichsten Erfahrungen stammt, als man Erwachsenen ausgesetzt war, deren Versuch, uns ihren Willen aufzusetzen, uns mit dem Erlöschen des eigenen keimenden Selbst bedrohte. Silberberg illustriert diesen Vorgang an Rainer Maria Rilkes „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke (1996). Auf einem der mittelalterlichen Kreuzzuge, umzingelt von türkischen Soldaten erlebt er, als ihre blitzenden Säbel auf ihn niedersausen, den Moment des Todes als einen heiteren, auf ihn nieder rieselnden Springbrunnen. Wir sehen hier wie absolute Hilflosigkeit, zur Verneinung der bedrohenden Welt führt. Und sich in eine Bestätigung einer allumfassenden und enthaltenden Psyche verwandelt, wir man sie auch bei Schizophrenen finden kann (Gruen 2003).

Sandor Ferenczi (1931) schrieb: „Kinder fühlen sich körperlich und moralisch hilflos, ihre Persönlichkeit ist zu wenig konsolidiert, um auch nur in Gedanken protestieren zu können, die überwältigende Kraft und Autorität des Erwachsenen macht sie stumm, ja beraubt sie oft der Sinne. Doch dieselbe Angst, wenn sie einen Höhepunkt erreicht, zwingt sie automatisch, sich dem Willen

Seite -5-

des Angreifers unterzuordnen, jede seiner Wunschregungen zu erraten und zu befolgen, sich selber ganz zu vergessen, sich mit dem Angreifer voll auf zu identifizieren.“ Dieser Prozess kann sich auch bei Erwachsenen unter extremer Belastung wie der Folter wiederholen. Das beschreibt Jacob Timmermann (1982) bei Frauen, die unter der argentinischen Diktatur gefoltert wurden. Sie verliebten sich in ihre Peiniger. Wole Soyinka (1972) der nigerianische Literatur Nobel Preis Träger, beschrieb ähnliches für Nigeria unter Diktator General Gowon. Eine Variation dieses Vorgangs wurde bei Spence (1996) für politische Gefangene im chinesischen Gulag beschrieben. Diese waren davon überzeugt, dass es ihre eigene Schuld war, dass sie am verhungern waren, nicht die ihrer Unterdrücker.

In all diesen Vorgängen unterdrücken Menschen ihr Eigenes. Sie verwerfen ihre eigene Sicht, ihre Empathie, ihre Empfindungen. Das Eigene wurde zum Fremden gemacht. So wird unsere Menschlichkeit zum Feind, der unsere Existenz bedroht und der unter allen Umständen bekämpft und vernichtet werden muss.

In seinem Aufsatz „Das Unheimliche“ gibt Freud (1919, S.262) ein Beispiel, worin er sein eigenes Erscheinungsbild als fremd und deswegen als abzulehnen erlebt: „(Es) wird... interessant, die Wirkung zu erfahren, wenn uns einmal das Bild der eigentlichen (eigenen?) Persönlichkeit ungerufen und unvermutet entgegentritt. E. Mach berichtet von zwei solchen Beobachtungen in der ‚Analyse der Empfindungen‘, (1922, Seite 3). Er erschrak das eine Mal nicht wenig, als er erkannte, dass das gesehene Gesicht das eigene sei, das andere Mal fällte er ein sehr ungünstiges Urteil über den anscheinend Fremden, der in seinen Omnibus einstieg: ‚was steigt doch da für ein herabgekommener Schulmeister ein.‘ – Ich (Freud) kann ein ähnliches Abendteuer erzählen: Ich saß allein im Abteil des Schlafwagens, als bei einem heftigen Ruck der Fahrtbewegung die zur anstoßenden Toilette führende Tür aufging und ein älterer Herr im Schlafrock, die Reisemütze auf dem Kopfe, bei mir eintrat. Ich nahm an, dass er sich beim Verlassen des zwischen Abteilen befindlichen Kabinetts in der Richtung geirrt hatte und fälschlich in mein Abteil gekommen war, sprang auf, um ihn aufzuklären, erkannte aber bald verdutzt, dass der Eindringling mein eigenes, vom Spiegel in die Verbindungstür entworfenen Bild war. Ich weiß noch, dass mir die Erscheinung gründlich missfallen hatte.“

Die Allgegenwärtigkeit solcher Erfahrungen deutet nicht nur auf die universelle Verbreitung des Fremden als bestimmender Faktor in unseren Beziehungen zu unseren Mitmenschen und zu uns selbst hin, sondern auch auf die Quelle unserer gegenseitigen Feindlichkeiten und des allgemeinen Bedürfnisses, andere oder auch sich selber zu bestrafen oder runter zumachen.

Der Dramatiker Eugene O’Neil (1997) lässt in seinem Stück „Trauer muss Elektra tragen“ Orin, einen Soldaten im amerikanischen Bürgerkrieg, von seinem Töten auf dem Schlachtfeld erzählen: „Es war so, als würde man denselben Mann zweimal umbringen. Mich beschleicht das komische Gefühl, Krieg bedeutet, denselben Mann immer wieder zu töten, um am Ende festzustellen, dass ich selber dieser Mann war.“ Der Feind ist der Fremde, der mal ein Teil des Eigenen war. Politische Führer wie Hitler verstehen es, den Hass auf das frühere Eigene, der überall in unseren Kulturen so gegenwärtig ist, für ihre Zwecke zu missbrauchen. Interessant ist, dass immer wieder solche Menschen gibt, die, genau wie Barbie, diese Wahrheit offenbaren. In einem Gespräch mit Rauschnig (1973) sagte Hitler: „Der Jude ist in uns. Aber es ist leichter, ihn in leiblicher Gestalt zu bekämpfen als den unsichtbaren Dämon.“ Der ‚Jude‘ war sein eigener abgewiesener menschlicher Teil, den er vernichten musste.

Indem man andere abtut und auch peinigt, befreit man sich vom Verdacht des Beschmutztseins durch die ursprünglich eigenen menschlichen Aspekte. Das Reinsein oder Beschmutztsein wird so zum

Merkmal, das den Menschen vom Nicht-Menschen unterscheidet. Der Nicht-Mensch wird als eine gefährliche, ansteckende Krankheit projiziert. Hitler (1939) verglich den Juden oft mit einer Krebserkrankung, die man aus dem Körper der deutschen Nation herauschneiden müsse, da diese sonst verfaule.

Sigrid Chamberlains kritische Darstellung der offiziellen Erziehungsmethode des Dritten Reiches in „Adolf Hitler: Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ (1997) veranschaulicht deren pathologische Effekte. Damit beschreibt sie auch eine Ideologie der Erziehungsmethoden, die typisch für alle so genannten großen Zivilisationen ist. Diese besagt: Die Natur der Beziehung zwischen Kindern und Eltern ist die eines Machtkampfes, in dem verhindert werden soll, dass sich der „unreife“ Wille des Kindes durchsetzt. Verschleiert wird dabei aber, dass es nicht um „Zivilisieren“, sondern um die Festschreibung von Herrschaft geht.

Für Holocaust-Überlebenden war es oft der bewusste Wunsch, ihren Kindern die Schrecken zu ersparen, der sie zum Schweigen über ihre Vergangenheit veranlasste. Hinter dem Schweigen der Nazi-Täter dagegen stand der Wunsch, die eigenen Taten zu verhüllen. Aber solches Verhüllen kann auch ganz allgemein gebraucht werden, um eigene Motivationen wie die Lieblosigkeit gegenüber eigenen Kindern vor sich selbst zu verdecken. Wenn Erfolg oder Gruppenzugehörigkeit zur Rationalisierung von lieblosem Umgehen mit den eigenen Kindern gebraucht werden, werden sich die Kinder diesen „Diskurs“ ohne Bewusstsein einverleiben und ihn weitergeben.

Die Entstehung des Fremden und dessen Externalisation/Projektion stehen in direktem Bezug zum Intimsten des Menschen, zu seiner Identität. Entscheidend ist die Frage: Was bleibt für deren Entwicklung, wenn all das, was dem Menschen eigen ist und ihn als Individuum ausmacht, verworfen und zum Fremden gemacht wird? Dann reduziert sich Identität auf das, was dem Kind Sicherheit gibt, nämlich Identifikation mit Macht und Autorität. Das Eigene des Kindes wird durch das Fremde der Eltern ersetzt. Eine Identität, die sich auf diese Weise entwickelt, orientiert sich nicht an eigenen inneren Prozessen, sondern am Willen einer Autorität und entsprechende Rollenklischees männlichen Heldentums. Männliche Stärke und nicht Empathie werden so zum Kern einer Identität, die keine Eigene ist. Eine Erziehung wobei Kinder von ihren Eltern als Selbstobjekte und zur Erweiterung ihres Größenselbst benutzt wurden, ohne ausgleichende Zärtlichkeit durch Vater oder Mutter treibt den werdenden Menschen in eine enge, beschränkte Erlebniswelt. Alles Neue muss dann abgewehrt werden, denn es birgt die Gefahr einer positiven und liebevollen Erfahrung, welche die eigenen Bedürfnisse nach Zärtlichkeit und Wärme heraufbeschwören könnten. Die Identifikation mit dem Mächtigen in der Kindheit verhindert die Entfaltung eines eigenen Selbst und dadurch die Entwicklung wahrer Selbstbestimmung und Verantwortung. Die Ideologie, unter deren Banner Terror und Mord ausgetragen werden, verschleiert dabei die Unterwerfung unter die Macht. Die rationale Verarbeitung des Geschehens hat mit der zu Grunde liegenden Motivation nichts zu tun. Es bringt Menschen, die keine eigene Identität haben dazu, sich als bedeutend zu erleben. Das Heldentum ist, wie Robert Musil es ausdrückte, die unpersönlichste Form des Handelns. Solche Menschen sind im Grunde beziehungslos, da sie weder die Intimität von Nähe noch Mitgefühl kennen. Menschen ohne Inneres sind ständig auf der Suche nach einer überhöhten Macht, der sie sich unterwerfen können, weil sie kein Eigenes haben.

Wenn wir von „Identität“ sprechen, meinen wir dabei „wahre“ Identität (Gruen 1968). Wir müssen jedoch zwischen wahrer Identität und ihrem Schein unterscheiden. Wenn Identitäten von Fremdsein bestimmt sind, kann man mit dem Anthropologen Turner (1967) sagen, dass „...(sie) weder ein Ding noch ein anderes (sind)...weder hier noch da; oder vielleicht nirgends.“ Das ist der wesentliche Punkt, es gibt eine Form von Identität, die keine Eigene ist, deswegen einer Nicht-Identität gleichkommt, da

Seite -7-

sie auf dem Erleben des Opferseins basiert. Das meint, Opfersein, weil das Kind von ganz früh an von seinen eigenen empathischen Wahrnehmungen durch ihre Nicht- Anerkennung seitens der bemutternden Person getrennt wurde. Es scheint, dass viele Menschen keine eigentliche Identität besitzen. Die Nazi-Mentalität war darauf versessen, Menschen ihre Identität zu nehmen. Das KZ-Grauen hatte nicht einfach die körperliche Vernichtung im Sinn. Übergeordnetes Ziel war vielmehr, die menschliche Würde, die Persona, zu zerstören. Es waren Menschen ohne eigene wirkliche Identität, die anderen das nehmen mussten, was sie selbst nicht besaßen. Aus Rache töteten sie das eigene Fremde, das sie selbst zu einer eigenen wirklichen Identität hätte führen können. Der französische Dichter Robert Denos schrieb im Konzentrationslager: „Ich lebte stolz, doch oft gejagt ... unter den maskierten Sklaven ... und war doch frei ... Was, Menschen habt mit diesen Schätzen ihr getan? ... Nur keine Angst, denn ich bin tot ... nichts, was euch bedroht“ (aus dem Französischen von Ralph Dutli).

Das Überleben in den Todeslagern und im Gulag war jedoch, im Allgemeinen, nur möglich mit einer Identität, die auf inneren Vorgängern basierte. Das zeigt die Studie von Terrence Des Pres (2008) mit Überlebenden. Wäre Identität nur das Ergebnis „äußerer Kriterien“ müssten wir der Nazi-Philosophie recht geben. Des Pres jedoch zeigt, was Menschlichkeit und Würde sein können, wenn Menschen vom Empathischen her bewogen werden und nicht wie Maschinen mit Input-und-Output-Funktionen operieren. Wenn Anerkennung für die eigene Individualität verneint wird, aber an einer inneren Vision des Eigenen festgehalten wird, dann bleibt dem Menschen seine Würde. Des Pres Buch ist ein Zeugnis zu Ehren des Menschlichen, denn es legt offen, dass ein erwachsener Mensch, wie viel Verstümmelung seinem Geist auch durch gewalttätigen Schrecken angetan wird, immer noch tief in seinem Innern fühlen kann, dass er nicht entweiht werden kann. Und dieses Innere ist eine Identität, die auf empathischer Fähigkeit beruht. Das Gegenteil führt zum Hass und dessen Projektion auf andere, die als fremd gekennzeichnet sind.

Als in Hoyerswerda, in der ehemaligen DDR, Jugendliche diesen Hass auf asiatische Fremdarbeitergenossen entluden, waren alle entsetzt und erstaunt, dass so etwas in einem brüderlichen Staat passieren konnte. Aber wie der Bürgermeister dieser Stadt mir während eines Symposiums im Jahr 1991 an der Akademie der Künste in Berlin erklärte, war dies zu erwarten, weil die Mütter, meist Alleinerziehende, so beschäftigt mit ihrem beruflichen Weiterkommen waren, dass für ihre Kinder keine Zeit übrig blieb. Diese mussten sich dem Diktat ihrer Mütter für Anpassung an einer leistungsorientierten, „sozialistischen“ Kultur fügen. Der Hass auf sich selber, auf ihre menschlichen Teile, die Liebe und Zärtlichkeit benötigten, war enorm und explodierte folgerecht in einer Gewalt gegen die vietnamesischen Fremden.

Der Fremde ist ja der innere Feind. Es ist eigenartig, dass Carl Schmitt, der sich in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhundert einen Namen machte als anti-liberaler politischer und juristischer Theoretiker, und der von den Nazis zum juristischen Berater gemacht wurde, heute noch von Rechten und Linken als schonungsloser Realist geschätzt wird. Er glaubte, dass das Erkennen des Feindes der erste Schritt zur Selbsterkenntnis ist. „Feind ist, wer mich in Frage stellt. Wer kann mich in Frage stellen? Im Grunde doch nur ich mich selbst. Der Feind ist unsere eigene Frage als Gestalt (Meier 1994).“ Die „eigene Frage, die eigene Ebene, das eigene Mass, die eigene Grenze, die eigene Gestalt...,...übernehmen (wir), wenn wir die Auseinandersetzung mit dem anderen, dem Fremden, auf der eigenen Ebene führen, um ... die eigene Grenze, die eigene Gestalt zu gewinnen (Gruen 2000). Offensichtlich geht es um das abgestoßene eigene Selbst, aber Schmitt erkennt dies nicht. Die Konsequenz dieser fehlenden Einsicht ist seine Legitimation der Gewalt gegen den Fremden, der ja das abgewiesene Eigene ist. „Er (der Feind) ist eben der andere, der Fremde, und es genügt zu seinem Wesen, dass er in seinem besonders intensiven Sinne existentiell etwas anderes und fremdes ist, so

Seite -8-

dass er im Konfliktfalle die Negation der eigenen Art von Existenz bedeutet und deshalb abgewehrt und bekämpft wird, um die eigene, seinsmäßige Art von Leben zu bewahren (Schmitt 1927).“ Wir haben hier eine unbewusste Bestätigung dafür, dass das Fremde das Eigene ist.

Um sich auf diesem Wege vom verbotenen Eigenen zu befreien, beschwören solche Menschen – was Schmitt explizit tat – die „Rückhaltlosigkeit des Gehorsams“. Das ist das Teuflische: Indem der Gehorsam zum Ideal erhoben wird, verfestigt man die eigene Versklavung, die im Selbstverrat jener Menschen endet, deren Identitätsbildung geschädigt ist. Unter dem Deckmantel einer Law-and-Order-Gesellschaft, die Macht und Gehorsam glorifiziert, wird man zum freiwilligen Knecht einer im Kern faschistischen Ideologie. In dieser, einer Psychose gleichenden Unterwerfung, verkehrt sich der Terror der Kindheit in eine Tugend des Gehorsams, die dann fortan das Eigene als Betrug verleugnet. So kämpfen diese Menschen zeit ihres Lebens gegen den Feind außerhalb ihrer selbst und begeben sich in einen dauernden Kriegszustand.

Die Verwerfung des Eigenen hat noch weitere Konsequenzen. Sie verändert die strukturelle, biologische Basis des Verhaltens. Kinder, die nicht diesen Terror erlebt haben, wachsen zu Menschen heran, die ihrer Umwelt positiv, voller Neugier und mit Wohlgefühl begegnen. Anders ist es, wenn die frühen Erlebnisse eines Säuglings und Kindes von Gefahr dominiert waren, dann entwickelt das Kind eine Haltung zur Welt, die auf Vermeidung und Abwehr basiert.

Solche Menschen haben eine Scheu vor Unbekanntem. Eine derartige Haltung zur Welt versetzt Kinder, und später Erwachsene, in einen permanenten, von hormonellen Veränderungen begleiteten Stresszustand wie zwei vor kurzen erschienene Arbeiten von Martha Welch (2004 a, b) aufzeigen. Das Anti-Stress Neuropeptid Secretin wird nicht ausgeschüttet, wenn ein Kind keine mütterliche Zuwendung erhält. Wut, Hilflosigkeit und verhinderte empathische Entwicklung sind das Resultat. Weaver (2004) und Mitarbeiter zeigten, dass das Gen NGF1-7A, das die Reaktion auf Stress ermöglicht, durch die mütterliche Zuwendung, die ein Kind erlebt, entweder an- oder abgeschaltet wird. Hier haben wir die begleitende hormonelle Substrata für die Entwicklung der Nicht-Identität.

Ein Teilaspekt der Nicht-Anerkennung des Seins des Kindes dreht sich immer um seinen Schmerz. Der Neurobiologe Jack Panksepp (2003) nimmt an, wenn Schmerz verneint wird, wenn also Eltern nicht adäquat auf das Empfinden ihrer Kinder eingehen, die körpereigenen Morphine, die Endorphine, nicht ausgeschüttet werden können. Dadurch wird Schmerz unerträglich. Solche Kinder erleben Schmerz und Leid als überwältigend. Sie können nur weiterleben, wenn sie diese Gefühle abspalten und verwerfen.

Eine Patientin, deren Vater als hoher SS-Offizier in Russland starb und deren Mutter sich dem nationalistischen Erziehungsstil der Ärztin J. Haarer verpflichtet fühlte, berichtet von einem Autounfall. Eine Luxuslimousine war mit voller Wucht in die Fahrerseite ihres Wagens gefahren, während sie am Steuer saß. Der Fahrer zeigte weder Besorgnis um ihren Zustand noch Schuldgefühle, obwohl er die Frau in Lebensgefahr gebracht hatte. In der Therapiestunde erwähnte die Patientin den Unfall überhaupt nicht. Sie sprach nur davon, dass sie in der Nacht schreckliche Magenkrämpfe gehabt hatte. Sie fürchtete zu sterben. In derselben Nacht träumte sie von einem Kissen, das auf ihren Kopf lag und das ihr Gehirn freigab, sobald man es entfernte. Erst auf meine Nachfrage, was denn am Tag zuvor passiert sei, erzählte sie, fast nebenbei, von dem Unfall.

Ich wollte wissen, wie sie sich nach dem Zusammenstoß gefühlt hatte. „Ich fühlte nichts“, antwortete sie, „Wenn es brenzlich wird, denke ich immer an einen Bekannten, der lange im Spital war. Das

Seite -9-

Gehirn blendet ja alles aus. Der Kopf bewahrt mich vor dem Schmerz.“ „Schmerz?“ „Oh, meine Tochter rief an, und ich erzählte ihr, was passiert war. Sie fragte sofort: Und du? Ich war gerührt, dass sie das fragte.“ – „Und?“ wollte ich wissen. „Wie ging es Ihnen? Was war mit ihrem Schmerz? Ihrer Empörung über diesen unbewegten Mann, der sie so in Gefahr gebracht hatte?“ – „Ich wusste nur, ich werde nicht leiden“, antwortete die Patientin. Daraufhin ich: „Vielleicht kamen in der Nacht ihr Schmerz und ihre Angst zurück, jedoch ohne Verbindung zu dem Geschehen.“ Ich fragte sie, welche Gefühle sie mit dem Gehirn in ihrem Traum assoziiere. „Es war kühl“, sagte sie. Nach ein paar Momenten fuhr sie fort: „Ich muss mich schämen, dass ich nicht selber drauf kam.“ Ich: „Sie mussten immer kühl mit Ihren Schmerzen umgehen. Ihre Mutter verlangte es von Ihnen. Sie wundern sich doch immer, warum so viele Menschen glauben, dass sie so stark sind. Sie haben mir oft erzählt, wie wütend ihre Mutter wurde, wenn sie Angst oder Schmerz zeigten.“

„Ja, ich wurde gelobt, wenn ich keine Schmerzen zeigte. Mein Stiefvater schnitt Warzen aus meiner Hand, die er nur mit einem Kältespray betäubt hatte. Ich war zehn Jahre alt, und ich zuckte mit keiner Wimper. Ihm aber wurde schlecht. Mich machte das schadenfroh.“ Hier ein Anzeichen für die Umkehr eigener Gefühle; der Mensch wird sadistisch, indem sein eigener Schmerz ferngehalten wird. Sie spricht weiter: „Der Mann mit dem Auto war völlig unbewegt.“ „Und Sie“ fragte ich, „sind Sie darüber nicht empört?“ – „Nein“, sagte sie, „wenn man jemanden an sich heran lässt, ist man schwach. Wenn ich Schmerzen hatte, sagte Mutter immer: Nimm dich nicht so wichtig! Sie spricht noch immer voller Stolz davon, wie sie einmal Hitlers Hand drückte.“ „Ja, für Ihre Mutter war er der Starke. Sie durften deshalb Ihren Schmerz nicht wahrhaben. Ihre furchtbare Not haben Sie in der Nacht erlebt, abgeschnitten vom Geschehen.“ Sie: „Ja, ich wurde oft bestraft indem ich als Kind oft kein Abendessen gekriegt habe, nur Brot und Wasser. Ich dachte aber immer, dass ich trotz Mutters Kontrollen überleben werde. Und sie sagte immer: Wer lügt, betrügt, und der kommt an den Galgen. ...ich war immer in Panik, wenn Mutter plötzlich ohne Anmeldung im Internat erschien.“

Sie fürchtet immer noch ihren Schmerz. „Ich strahle Stärke aus, wo nichts dahinter ist ... Mein Körper stemmt sich gegen alles. Meine rechte Hand wird immer härter, steifer, wenn ich im Kopf weicher werden möchte. Da ist diese beginnende Härte in meiner Brust, im Zwerchfell. Es ist ein Unvermögen. Ich will dieses Versteinern nicht mehr.“ Gleich darauf: „Ich möchte es, dieses Versteinern ... Aber es tut weh. Nein, es ist unangenehm.“(!)

Die Patientin möchte trotz allem keine Gefühle haben. Gehorsam unterwirft sie sich noch immer den Anordnungen der Mutter. Sie darf keinen Schmerz fühlen. Die Angst ist zu groß, der Terror zu gewaltig. Er steht im Zusammenhang mit was ein kleines Kind - wohl noch im pre-verbalen Alter - wie ein Sterben erlebte. Gustav Bychowski (1958) beschrieb solche psychischen Strukturen als „Introjekte“ in den 60er Jahren. Für Therapeuten kann dies zu beängstigenden Zuständen führen wie Gaetano Benedetti (1973) es klar gemacht hat.

Da unsere Kultur eine Stärke fördert, die sich an die Identifikation mit Männlichkeitsbildern ohne Mitgefühl orientiert, wird Liebe selbst zu einer verzerrten Ideologie – wir suchen eine Stärke, die auf Rollenklischees basiert und nicht auf Mitgefühl. Der Erfolg des Nationalismus und seiner Mordprogramme zeigt, ein ganzes Volk kann auf diese Weise geprägt sein. Sein Gelingen war vorprogrammiert, weil die gesamte Kultur von Gehorsam bestimmt war.

Es fällt oft schwer, den Männlichkeitsmythos zu durchschauen und die dahinter stehende Nicht-Identität zu erkennen. Jeder der in dieser Kultur aufgewachsen ist, wurde mehr oder weniger dadurch geprägt. Antill und Cunningham (1979) stellten in Studien mit amerikanischen College-Studenten fest, dass Tatkraft, Macht und Erfolg die wesentliche Grundlage des Selbstwertgefühls darstellten,

Werte also, die allgemein als männlich geschätzt werden. Als „weiblich“ eingestufte Merkmale wie Mütterlichkeit, Empathie und Entgegenkommen bei Schmerz und Leid spielten für die Selbstachtung der männlichen Untersuchungsteilnehmer keine Rolle. Bei den Befragten weiblichen Geschlechts ergab sich sogar eine negative Bedeutung für diese weiblichen Merkmale. Dies deutet darauf hin, dass die meisten Mitglieder dieser ehrgeizigen und auf Erfolg ausgerichteten Gruppe der College-Studenten Mitgefühl nicht als eigenen Wert schätzten. Sie hätten also einer Ideologie, wie sie von den Nazis vertreten wird, nicht wirksam entgegentreten können. Das belegt auch das Experiment, das Ron Jones (1981) an der High School von Palo Alto, USA, durchführte. In dem Unterrichtsversuch unterwarfen sich die Schüler völlig einer Autorität und ihrer Disziplin. Freiwillig gaben sie ihre eigene Initiative und ihren eigenen Willen auf. Sie ergaben sich einem sozialen Klima, das dem des Nazistaates entsprach. Trotz eigener Versklavung unterdrückten sie Mitschüler und erlebten sich als Übermenschen. Nur wenige machten nicht mit. Der Schriftsteller Morton Rhue (1987) griff die Erfahrungen dieses Experiments auf und beschrieb sie in seinem Roman „Die Welle“, der mehrfach verfilmt wurde.

Dieses Ergebnis zeigt, wie faschistische Ideologien demokratische Werte unterlaufen bei Menschen, die keine innere Immunität gegen solche Erlebnisse entwickeln können, weil sie von empathischen Werten getrennt sind. Die Untersuchungen von Judith Herman (1993) mit Vietnamveteranen zeigten, was immun macht gegen den Bazillus der Gewaltanwendung ist die Fähigkeit zur Empathie. Diese Fähigkeit, die in unserem Kulturkreis vielleicht nur ein Drittel der Bevölkerung vollkommen entwickelt, schützt und sichert ein Überleben der Demokratie.

Das Einfühlen in den Schmerz und das Leid macht das Böse unmöglich. Wenn aber Schmerz vom Bewusstsein ausgeschlossen ist, weil es zum Fremden gemacht wurde, dann wird dieser Schmerz zum Fundament einer Rache am Schmerz selbst. Darin liegt der Urgrund unserer Krankheit und nicht in den wirtschaftlichen, politischen und religiösen Ideologien, die wir zum Vorwand unserer gegenseitigen Zerstörung nehmen. Die Verneinung des wahren Schmerzes in unserer Kindheit führt zu einer sich wiederholenden Tautologie unseres Denkens, zu der Vorstellung, dass es nur um bessere Denkmodelle gehe, das heißt um besseres soziologisches oder wirtschaftliches Denken, das uns auf fortschrittlichen Kurs halten wird. Das jedoch schreibt nur mehr die Unterdrückung unseres Mitgefühls fort und damit der Besinnung auf unser Menschsein. Aber ohne Bewusstwerden seines Schmerzes kann ein Mensch nicht zum Menschen werden. Er kann höchstens einer effizienten Maschine gleichkommen, die das Menschsein imitiert. Diejenigen dagegen, die den Fremden in sich selber spüren und erkennen, werden ihre Individualität, ihre Vitalität und ihre Liebe zum Leben entfalten können.

Bibliographie:

Antill, J.K., Cunningham, J.D. (1979): Self-Esteem as a function of Masculinity in: Both Sexes, in: Journal of consulting and Clinical Psycholog 47.

Ascherson, N. (1983): The „Bildung“ of Barbie, in: The New York Review of Books, 24.11.1983.

Benedetti, G. (1973): The Irrational in the Psychotherapy of Psychosis. in: The Journal of the American Academy of Psychoanalysis, I.

Bychowski, G. (1958): The Struggle Against the Introjects, in: The Internatzional Journal of Psycho-Analysis, 39.

- Brückner, P.: Zur Pathologie des Gehorsams, in: Flitner et al. (eds) (1975): Einführung in Pädagogisches Sehen und Denken. München: Piper.
- Chamberlain, S. (1997): Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Gießen: Psychosozial.
- Coetze, J.M. (2001): Warten auf die Barbaren. Frankfurt: Fischer.
- Des Pres, T. (2008): Der Überlebende - Anatomie der Todeslager. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Diamond, S. (1976): Kritik der Zivilisation, Frankfurt: Campus.
- Evans-Prichard, E.E. (1951): Kinship and Mariage Among the Nuer, Oxford.
- Ferenczi, S. (1984): Sprachverwirrungen zwischen den erwachsenen und dem Kind, in: Bausteine zur Psychoanalyse, Bd. 3, Berlin: Ullstein.
- Freud, S. (1986): Das Unheimliche (1919), Gesammelte Werke, Bd.XII, Frankfurt: Fischer.
- Gruen, A. (1968): Autonomy and Identification: The Paradox of their Opposition. in: International Journal of Psychoanalysis, 49,4.
- Gruen, A. (1997): Der Verlust des Mitgefühls. München: dtv.
- Gruen, A. (2002): Der Fremde in uns. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gruen, A. (2002): Der Gehorsam, in: Ethik und Sozialwissenschaften, 13, 441.
- Herman, J.L. (1993): Die Narben der Gewalt, München: Kindler.
- Hitler, A. (1939): Mein Kampf, München Zentralverlag der NSDAP, S. 61,338.
- Jones, R. (1981): Interview in: Scholastic Voice, September 18.
- Laing, R. u. A. Esterson: Sanity, Madness and the Family, London: Tavistok, 1964 (Deutsch 1975).
- Mach, E. (1922): Die Analyse der Empfindungen. Jena.
- Meier, H. (1994): Die Lehre Carl Schmitts. Vier Kapitel zur Unterscheidung Politischer Theologie und Politischer Philosophie. Stuttgart: Metzler.
- O'Neill, E. (1997): Trauer und Elektra tragen. Frankfurt: Fischer.
- Panksepp, J. (2003): Feeling the Pain of social Loss. Science, 302, 237.
- Rauschnig, H.: Gespräche mit Hitler, Wien: Europaverlag, 1973.
- Rhue, M. (1985): Die Welle, Ravensburg: Otto Maier.

- Rilke, R.M. (1996): Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schmitt, C. (1927): Der Begriff des Politischen. in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 58.1.9.
- Soyinka, W. (1972): The Man Died. New York: Harper.
- Spence, J. (1996): In China's Gulag. The New York Review of Books, 10,8.
- Timmerman, J. (1982): Wir brüllten nach inner. Folter in der Diktatur heute. Frankfurt: Fischer.
- Turner, S. (1967): The Forest of Symbols: Aspects of Ndembu Ritual. Ithaca: Cornell University Press.
- Weaver, I.C., Cervoni, N., Champagne F.A. et al. (2004): Epigenetic programming by maternal behavior. Nat. Neuroscience, 7, 847-854.
- Welch, M.G., Kenne, J.D., Welch-Horan, T.B. et al. (2004a): Secretin: Hypothalamic Distribution and Hypothesized Neuroregulatory Role in Autism. Cellular and Molecular Neurobiology, 24,2, April.
- Welch, M.G. et al. (2004b): Behavioral Anatomy of intensive maternal nurturing in childhood disorders, Society for Neuroscience Press Book, 34th Annual Meeting.
- Weltfish, G. (1965): The Lost Universe. New York: Basic Books.

Kontakt:

Prof. Dr. Arno Gruen
Psychother. Praxis
Rütistr. 4
8031 Zürich
Schweiz